

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Blitz, Paul: Das Hochzeitsgeschenk

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Wie eine Feder sprang der Aaron vom Boden auf, half seinem Schuldner in den Chorrod und geleitete ihn — immer noch argwöhnisch — bis zur Türe des Kapitelsaales.

Eine Stunde später hatte er sein Geld, allerdings nur die Hälfte, aber diese hatte er wenigstens gerettet. Wie ein geschorener Rabe wandte er durch den Johannistag seinen Penaten zu. Unterwegs, unter einem alten Zwetschenbaum, blieb er stehen und überlegte, wer wohl der größere Schaute war: derjenige, der für „ein paar Tön“ einen Däsen verschentte, oder der für dieselben Tön 250 Goldgulden opferte. Aber einen Trost hatte er doch, und der sloß über sein Herz wie

mildes Del: die Hälfte der 500 Goldgulden, die er dem ränkevollen Eulenspiegel geliehen, war falsch gewesen, und der kluge Kanonikus hatte nichts davon gemerkt!

Antonius Hüppeler aber, der Kölner „Grielsächer“, frug seine Wirtschaftsterin, als sie gerade eine neue Flasche Runkeler Roten austrug: „Brigitt, hast du schon mal einen Christen gesehen, der einen Juden überlistet hat?“

„Nein!“ erklärte die Alte bündig.

„Hier steht einer!“

Da lachte der alte Drache vielsagend, und der Kanonikus goß sich siegestolz ein neues Glas Roten ein.

Das Hochzeitsgeschenk.

Von Paul Blis.

Als Onkel Ewald sein Stammlotal betrat, machte er ein recht sorgenvolles Gesicht.

Von der Stammtischrunde war bis jetzt nur der alte Kapitän da. Auch das trug nicht dazu bei, Onkel Ewalds Falten zu verschmücken; war ja ein ganz netter Kerl, dieser Kapitän, immer voll Wiß und Laune, wußte hundert drollige Anekdoten und war überhaupt ein brillanter Unterhalter, aber so recht traute ihm doch keiner über den Weg, — er war eben ein windiger Geselle und konnte die saloppen Seemannsalüren nicht ablegen.

Sorgenvoll trank Ewald seinen Schoppen und paffte dicke Rauchwolken.

Greiling, der Kapitän, sah ihn schmunzelnd an, jeder fröhliche Blick war eine Frage, aber ausgesprochen wurde sie nicht.

Endlich sagte Onkel Ewald, und zwar recht bärbeißig: „Ja, Sie können wohl lachen.“

„Gott sei Dank!“ nickte der alte Weißkopf und grunzte aus tiefster Seele.

Fast wütend goß Onkelschen sein Bier runter.

Aber als er in das runde, fröhliche Vollmonds Gesicht sah, schwand sein Groll, und mit einem Schuß Galgenhumor sagte er: „Haben Sie schon mal ein Hochzeitsgeschenk gekauft?“

Das also war es! Der Kapitän nickte schmunzelnd: „Ungefähr kann ich mir jetzt alles denken; ganz leicht ist das auch nicht, wenn man eben ein praktisch denkender Mensch ist.“

Das richtige Wort! Sofort griff Onkel Ewald mit beiden Händen zu. „Sehen Sie sich doch mal so'n Ausstellungstisch von Hochzeitsgeschenken an! alles vier-, fünfmal und öfter

vertreten! Sechs Zuckerdosen! Teekannen so viel, daß man damit handeln kann! Tafelaufsätze, von denen alles runterrutscht, Patent-Schuhauszieher, in denen man sich die Füße brechen kann! Und so weiter! Meist Gegenstände, die man achtlos in die Ecke stellt.“

Der Weißkopf grinste behaglich: „Natürlich, wenn zwei Leute aus gutem Hause heiraten, ist ja alles da, was in dem neuen Haushalt gebraucht wird.“

„Na also! Weshalb dann sein schweres Geld für solchen Plunder hinauswerfen; nur weil der ‚gute Ton‘ von mir ein Geschenk fordert!“

Ganz kribbelig wurde Onkel Ewald.

Da holte der alte Seebär tief Atem, machte sein hellstes Gesicht, aus dem wahre Wißjunken sprühten, und begann behaglich zu sprechen: „Eigentlich sollte ich es Ihnen ja nicht sagen, denn so einen Trick behält man am besten für sich allein, aber na, ich will mal nicht so sein. Also passen Sie auf.“ Er tat einen tiefen Trunk und sprach dann, bedeutungsvoll lächelnd, ruhig weiter.

„Kürzlich hatte eine Nefse von mir Hochzeit. Ich war also ganz in Ihrer Lage. Was tun? Sann und grübelte nach über ein praktisches Geschenk, vergeblich. Alles, alles schon vertreten. Da, als ich an dem bewußten Tisch vor den endlosen Geschenken stehe, natürlich auch alles vier- und fünfmal und öfter, da kam mir blitzartig eine, nun mindestens eine originelle Idee. Ich sah zwischen all den Geschenken die Visitenkarten der Geber, eine lag oben, eine unten, die andere war abgerutscht, zu welchem Geschenk die Karten

gehörten, war eigentlich gar nicht mehr festzustellen. Das war ja aber auch gar nicht nötig, das junge Paar hatte die Geschenke gesehen, hatte sie abgestellt, und damit war die Sache ja nun erledigt. Kein Mensch kümmerte sich jetzt mehr darum. Da sagte ich mir: weshalb jetzt noch dein Geld hinauswerfen! Und ich zog meine Visitenkarte und legte sie fein säuberlich zu den anderen, irgendwohin, ganz gleich.“

Schmunzelnd sah er den lieben Onkel Ewald an.

Der aber, ganz hochrot und erregt, strahlte aus allen Poren, griff sich an die Stirn, rieb sich die Schläfen und fuhr sich durch die paar Haare. Und endlich rief er laut lachend: „Donnerwetter!“

Dann grinsten sich beide an, hoben die Gläser und tranken aus.

„Aber dann?“ lauernd sah Onkelchen den Seebären an. „Wie ging es aus?“

„Wie es zu erwarten war! Man hat meine Karte gefunden, und man hat sich für ‚das entzückende Geschenk‘ herzlich bedankt.“

Onkel Ewald war Feuer und Flamme.

Die Idee war geradezu grandios.

Einfachste Lösung der so schwierigen Frage — und man sparte sein Geld! Man war ja kein Schnorrer, aber zum Wegwerfen war das Geld doch wirklich zu rar.

Er kam nicht mehr los von der Idee.

Ein ganz verflixter Kerl, dieser gerissene Seebär!

Noch im Bett mußte er lachen über diesen frechen Einsfall. Ganz beglückt schlief er ein.

Als er am anderen Morgen erwachte und über alles nachdachte, da aber schließlich sich doch schon ein leiser Zweifel ein, und vor allem begann er, sich ehrlich zu schämen.

Verdammter Kerl, dieser Greiling!

Weshalb mußte er sich von dem verdrehten Seebären auch so was einblasen lassen.

Immer schlechter wurde seine Laune.

Das ganze Frühstück war ihm damit verdorben.

Erregt lief er fort. Frische Luft! Um auf andere Gedanken zu kommen. Er ging durch die Straßen, sah den hastenden Menschen nach, blieb vor den Schaufenstern stehen, musterte die ausgelegten Waren und erwog dies und jenes als Geschenk zu kaufen.

Aber immer und immer wieder drängte sich doch wieder die Idee durch, die ihm gestern eingeblasen war — die Idee, daß man doch vielleicht sein gutes Geld nicht so hinauszuwerfen brauchte.

Und plötzlich stand er vor dem Haus seiner Hochzeiter.

Er ging hinein.

Herzlich begrüßte ihn der Vetter. Auch

Tante Julie war da, die Sitzsäule der Familie, die alle Meinigkeiten schnell turrieren ließ. Er machte einen Bogen um sie. Im übrigen merkte er, daß er hier nur störte, denn man war stark bei den Vorbereitungen zur Feier. Deshalb bog er behend über den Türl und betrat den Saal, wo die Geschenke ausgestellt waren.

Und nun stand er vor den Tischen, die alle über und über bestellt waren mit den Gaben.

Er schüttelte den Kopf — alles dreifach, vierfach und öfter, und so vieles, was man doch wirklich nicht haben mußte. Sogar ein Staubsauger war da.

Und überall die Visitenkarten dabei — und wirklich, oft ließ sich beim besten Willen nicht feststellen, zu welcher Gabe die Karte gehörte.

Ganz erregt wurde er, fast zitterte seine Hand.

Dieser verdammte Seebär!

Weshalb hatte er auf ihn gehört!

Es wurde ihm heiß und kalt, einen richtigen Kampf machte er durch, ging es doch um sein gutes, schwer erworbenes Geld, und in diesen schlechten Zeiten . . .

Und plötzlich, schnell entschlossen, hatte er seine Visitenkarte in der Hand, und schon lag sie da — irgendwo.

Er atmete freier.

Aber die Karte war doch wohl zu leicht hingeworfen; sie kam ins Rutschen und fiel auf den Staubsauger.

Donnerwetter! Jetzt erschrak er doch.

Da durste sie keinesfalls liegen bleiben!

Schon hob er den Arm . . .

Da stand Tante Julie neben ihm.

Er wurde zur Salzsäule.

Und das Lantchen lächelte lieblich.

„Sieh da! Der gute Onkel besteht sich die Geschenke!“

Er biß die Zähne zusammen und lächelte, ob auch alles in ihm brodelte.

„Oh, hast dich aber nobel gemacht, lieber Ewald. Einen Staubsauger! Das laß ich mir gefallen!“

Und er stand da und mußte lächeln, und wäre doch am liebsten in den Erdboden gesunken.

Aber im selben Augenblick kam das Dienstmädchen herein und hinter ihr der Bote eines Warenhauses.

Erstaunt sahen Onkel und Tante auf.

Da sprach das Mädchen: „Der Bote hat gestern den Staubsauger bei uns aus Versehen abgegeben, er kommt in die dritte Etage.“

Die Posaune des jüngsten Gerichts, dachte Onkel Ewald und hielt sich am Stuhl.

Doch Tante Julie begriff noch nichts, sie sah nur erstaunt, stumm fragend, zum Onkel.

Der aber begriff sofort — jetzt alles oder nichts! Jetzt, Freiheit, steh mir bei!

Und kalt lächelnd sagte er: „Ne, ne, es stimmt schon. Den Staubsauger habe ich gekauft, lassen Sie ihn nur hier, er gehört hierher und bleibt auch hier.“

Der Bote wollte etwas erwidern.

Aber Onkel Ewald — jetzt ganz und gar Herr der Situation — schob ihn ab.

„Kommen Sie nur, ich fahre mit Ihnen ins Geschäft und bringe die Sache gleich in Ordnung.“

Raus war er. Und verblüfft sah Tante Julie ihm nach. Er aber fuhr mit dem ersten Auto ins Warenhaus und kaufte den Staubsauger.

Seitdem geht er nicht mehr an seinen Stammtisch.

Die Herrin des Todes.

Eine Novelle von Eduard Adrian Schmant.

Manon stand vor dem Spiegel, der vom Boden bis zur Decke des kleinen, aber geräumigen Wagens reichte, und betrachtete ihr Bild. In der einen Hand hielt sie eine Puderqauste, in der anderen eine brennende Zigarette. Sie blies kleine Rauchringe vor sich hin und puderte zuweilen ihr Gesicht oder ihre blendend weißen, runden Schultern. Sie hatte bereits das Trikot angezogen, ihre prächtvolle Gestalt, die schönen, edlen Formen ihres geschmeidigen Körpers hoben sich vorteilhaft hervor. An diesem Abend mußte sie ungeahnte und beispiellose Begeisterung beim Publikum hervorrufen. Sie war davon selbst überzeugt und bedurfte nicht erst der zusichernden Worte ihrer jüngeren Schwester Marilene, die sie auf ihren Reisen in die große Welt nun begleitete.

Manon war erst zwanzig Jahre alt. Ihr Gesicht hatte noch einen heiteren, fast kindlichen Ausdruck; man konnte darin noch nicht die Spuren eines aufregenden und gehetzten Lebens erkennen, das die Menschen der Manege führen. Das Leben im Zirkus prägt früh, bei manchen viel zu früh seine Zeichen in das Gesicht des Einzelnen.

Manon schien eine Ausnahme zu bilden. Sie warf ihre Zigarette fort und setzte sich zu ihrer kleinen Schwester. Die Wangen des jungen Mädchens glühten vor Erregung. Mit fiebernden Augen verfolgte sie jede leiseste Bewegung ihrer großen Schwester.

„Hast du Angst, Mona?“ fragte Marilene. Sie nannte sie immer Mona, der Direktor erst hatte auf die Plakate den Namen Manon gesetzt. Er wirkte besser als das einfache Mona, das ihm allzu bürgerlich klang und dünkte.

Mona lachte hell auf. Ihr frisches, ungekünsteltes Lachen wälzte den Druck von Marilenes Brust weg.

„Ich kenne keine Angst, habe sie noch nie gekannt. Wir Zirkuskinder dürfen uns auch

mit diesem Begriff nicht abgeben. Wir müssen immer ruhig und kaltblütig bleiben, nur dann können wir sicher, absolut sicher arbeiten!“

Mona griff nach der Hand der Schwester. „Ich weiß nicht, aber ich fühle mich heute so beengt, ich habe ein so eigentümliches, unbekanntes Gefühl. Mir ist, als wenn sich heute noch irgend etwas zutragen, abspielen würde. So eigentümlich ist es heute.“

Marilene hatte so zu ihrer Schwester gesprochen. Die hörte nur mit einem Ohr hin. In Gedanken war sie schon jetzt bei ihrer Arbeit draußen.

Das Schicksal der beiden Mädchen war auch nicht alltäglich. Manon hatte einmal schon bessere Zeiten gesehen, als die, die sie nun unter Zirkusleuten verbrachte. Ihre Mutter war früh gestorben, sie erinnerten sich kaum mehr an sie. Der Vater war reich geworden, in wenigen Jahren; um seinen Reichtum schwebte stets ein dunkler Schleier. Damals hatten sie ein großes Leben geführt, sorglos und immer heiter. Eines schönen Tages aber hatte der Vater selbst seinem Leben den Zielstein gesetzt. Dann kamen fremde Leute und forderten, forderten. Mit dem Kleid, das sie am Körper hatten, und mit einer Garnitur Wäsche traten sie in das unbekannte Leben hinaus. Zwei Mädchen, die vom Leben nichts wußten, als daß man dort zugrunde gehen konnte.

Doch da hatte sich der Stolz und das Bewußtsein, nun für die jüngere Schwester sorgen zu müssen, in Manon geregt, und sie hatte kurz entschlossen zugepackt und dort angefangen, wo sich die Gelegenheit bot.

Das war im Zirkus Beryll gewesen, der zu dieser Zeit in ihrer Stadt seine Riesenzelte aufgestellt hatte und dem die Menschen in hellen Scharen zuströmten. Mit energischer Miene und Entschlossenheit hatte sie sich beim Direktor melden lassen und ihm seine Vor-